



BILDER: SHUTTERSTOCK/DOBE-KAZIYAHNTEER, SABINA BOBST, FAEUSTER

Wie weit trägt die Zuversicht?

„Alles wird gut“, heißt es beim Philosophicum Lech.

Gibt es dafür ausreichend Hoffnung? Was lehrt die Geschichte und warum scheitern Utopien?

JOSEF BRUCKMOSER

Friedrich Nietzsche war kein Freund der Hoffnung. „Die Hoffnung: Sie ist in Wahrheit das Übelste der Übel, weil sie die Qual der Menschen verlängert.“ Der Göttervater Zeus wollte, dass der Mensch, auch wenn er noch so sehr durch die anderen Übel gequält wird, das Leben nicht wegwirft. Er soll, getrieben von der unausrottbaren Hoffnung, dass alles gut wird oder jedenfalls besser, nicht aufgeben und sich immer von Neuem quälen lassen.

Ein sprechendes Beispiel dafür sind gesellschaftspolitische Utopien, die den Himmel auf Erden versprechen. Denn dieses Versprechen ist daran gebunden, dass auf dem Weg dorthin vielerlei Opfer erbracht werden müssten. Utopien sind es daher gerade nicht, an denen sich beim Philosophicum Lech mit dem Thema „Alles wird gut. Zur Dialektik der Hoffnung“ die Hoffnung und die Zuversicht und der Optimismus aufrichten.

„Die Utopie ist etwas, worauf die Orientierung hingehen kann, aber sie ist nicht einzuholen“, sagt Christine Abbt, Philosophin an der Universität St. Gallen. „Dort, wo Utopie sich realisiert, verkehrt sie sich ins Gewaltvolle, ins Unterdrückerische. Dieser Kippmoment ist in die Utopie eingeschrieben. Wo Utopien festgeschrieben werden, ein für alle Mal, wo man verspricht, den Himmel auf Erden zu realisieren, da kippt es ins Totalitäre.“ Unter dem Strich bleibt: Utopien haben die Menschheit immer wieder mit großen Heilsversprechen verführt. Aber am Ende standen Unterdrückung, Diktatur, Gewalt und zahlloses Morden.

Auch den Erzählungen vom Weltuntergang steht die Philosophin skeptisch gegenüber. Wer das Ende der Welt an die Wand

male, verfolge damit meist ein politisches Ziel. Zuerst werde den Menschen Angst gemacht, um ihnen dann das Rezept für die Lösung aller Probleme schmackhaft machen zu können. Frei nach dem Motto, nur wer mir nachfolgt, rettet die Welt. Letztendlich, so sagt Christine Abbt, lenkten sowohl die heilversprechende Utopie als auch die Beschworung des Weltuntergangs von der demokratischen Aushandlung ab und davon, das Notwendige konkret zu tun.



Christine Abbt,
Universität St. Gallen.

Die Philosophin sieht einen Grund für Hoffnung am ehesten in einem pragmatischen Weg. „In meinen Augen ist es nicht ausgeschlossen, dass die Welt untergeht, aber vernünftiger und besser ist in jedem Fall, davon auszugehen, dass die Welt nicht untergeht und dass wir uns weiterhin gemeinsam um die Gestaltung eines guten Zusammenlebens aller Lebewesen kümmern müssen.“ Etwa darum, dass Menschen wieder einen direkten Zusammenhang erleben zwischen der politischen Debatte und ihrer alltäglichen Realität. „Ich plädiere für eine Zuversicht in die demokratischen Möglichkeiten und Spielräume“, sagt die Philosophin. „Wer sagt, dass wir in einer ausweglosen Sackgasse stecken? Die Geschichte zeigt, es kann immer auch anders werden, sowohl besser als auch schlechter. Für Verbesserungen braucht es unsere gemeinsame Anstrengung.“

Aber reicht angesichts der verbreiteten Weltuntergangsstimmung das Potenzial an Zuversicht, das in der Gesellschaft vorhanden ist? Gibt es genügend Menschen, die sich nicht als letzte Generation fühlen, sondern zuversichtlich und hoffnungsvoll in die Zukunft schauen? „Ich

sehe viele Menschen, die im Alltag handlungswirksam sind, die sich für eine wohlwollende Haltung einsetzen und diese auch einnehmen“, sagt Christine Abbt. Sie nennt sich selbst vorsichtig optimistisch und gründet ihre Hoffnung darauf, „dass der Mensch lernfähig ist“.

Francesca Vidal, Leiterin des Schwerpunkts Rhetorik an der Rheinland-Pfälzischen Technischen Universität Kaiserslautern-Landau, schöpft ihre Hoffnung daraus, dass Menschen sich immer schon etwas anderes als das Gegebene vorgestellt hätten. „Es gab immer Bewegungen, die versucht haben, etwas zu verändern, und das ist lebendig geblieben.“

Aus all den evolutionären und revolutionären Veränderungsbestrebungen sei ein Fundus an Zukunftshoffnung entstanden, auf den heute aufgebaut werden könne. „Die Französische Revolution ist für mich ein Beispiel, dass es da noch etwas zu vererben gibt, dass es etwas noch nicht Abgegoldenes gibt, dass es Ideen gibt, die noch immer darauf warten, verwirklicht zu werden.“ Man könne aus der Geschichte schöpfen, indem man darauf schaue, was da war und was noch nicht daraus geworden sei. „Es gibt Ideale der Französischen Revolution, die noch nicht Wirklichkeit geworden sind, die aber ihren Stachel nicht verloren haben.“



Francesca Vidal,
Universität in Landau.

Ein ähnliches Potenzial sieht Francesca Vidal in den Menschenrechten. „Wir wissen um ihre Bedeutung, aber sie sind noch nicht voll umgesetzt. In den Menschenrechten gärt etwas, was noch Auftrag und Verantwortung ist. Es gibt in der Geschichte immer wieder Bewegungen, die etwas im Sinne der Menschenrechte verändern wollten, die aber gescheitert sind. Wir

müssen sehen, was davon noch verwirklicht werden muss.“ Francesca Vidal ist Herausgeberin des Jahrbuchs der Ernst-Bloch-Gesellschaft. Daher weiß sie nur zu gut, wie schwer es die Hoffnung hat. Ernst Bloch sprach vom „Optimismus mit Trauerflor“. Enttäuschte Hoffnungen sind für ihn geradezu eine Bedingung für immer neue Hoffnungen, nicht zuletzt über Generationen hinweg. So wie es in einer Parole der Bauernkriege hieß: Geschlagen ziehen wir nach Haus, die Enkel fechten's besser aus.

„Es gibt politische Wunder“, sagt Fred Luks, der im Oktober ein Buch über „Ökonomie der Großzügigkeit“ veröffentlicht. „So aussichtslos etwas jetzt erscheinen mag, so sicher ist, dass wir nicht wissen, wie es ausgeht.“ Die Abschaffung der Sklaverei oder das Frauenwahlrecht seien Beispiele dafür. Oder der Zusammenbruch der DDR mit dem Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989. „Das hat



Fred Luks,
Ökonom, Wien.

weder politisch jemand glaubt, noch hat es irgendein Geheimdienst vorausgesagt.“ Der Ökonom und Nachhaltigkeitsforscher ist überzeugt, dass die Leute mit dem erforderlichen Wandel auch mitgingen, wenn man ihnen reinen Wein einschenkte. „Die Einsichtsfähigkeit der Menschen wird von der Politik unterschätzt.“ Hoffnung zu geben erfordert Mut und Ehrlichkeit. Denn Hoffnung ist nicht die Sicherheit, dass alles gut wird. Es ist die Sicherheit, dass das, was ich tue, einen Sinn hat.

Philosophicum Lech: „Alles wird gut. Zur Dialektik der Hoffnung“ ist das Thema des Philosophensymposiums von 19. bis 24. September in Lech am Arlberg. Unter der Leitung von Konrad Paul Liessmann referieren u. a. Christine Abbt, St. Gallen, Francesca Vidal, Landau, Fred Luks, Wien, Christian Dries, Freiburg, Peter Strasser, Graz, Harald Welzer, Berlin.